

Friedrich Ernst Peters

Meissenheim

Eine Reiseerinnerung

Friedrich Ernst Peters.

Friedrich Ernst Peters
Meissenheim
Eine Reiseerinnerung

Friedrich Ernst Peters

Meissenheim

Eine Reiseerinnerung

Digitale Edition : Friedrich Ernst Peters

Universität Potsdam 2012

Erschienen in Print:

Peters, Friedrich Ernst: *Gebild und Leben. Eine Auswahl aus den Schriften*. Schleswig :
Bernaerts, 1955, S. 214-220.

Dieses Werk ist unter einem Creative Commons Lizenzvertrag lizenziert:
Namensnennung - Keine kommerzielle Nutzung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen
3.0 Deutschland

Um die Bedingungen der Lizenz einzusehen, folgen Sie bitte dem Hyperlink:

<http://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/3.0/de/>

Herausgegeben von Ulrike Michalowsky

Online veröffentlicht auf dem Publikationsserver der Universität Potsdam

URL <http://pub.ub.uni-potsdam.de/volltexte/2012/5797/>

URN [urn:nbn:de:kobv:517-opus-57979](http://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:kobv:517-opus-57979)

<http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:kobv:517-opus-57979>

Mit dem Licht der Sonne, mit dem Rauschen vollbelaubter Bäume, mit dem blauen Dunst an nahen Waldrändern und über ferneren Hügeln trägt uns der Sommer immer wieder die Wandersehnsucht ins Herz, die allein das Wissen von der Welt, wie es aus Büchern aufgelesen werden kann, zu wirklichem Besitz und zur Erfahrung macht. Nur das erwanderte Stück der Welt gewinnt für uns wirkende Gestalt.

Aber die Nöte der Zeit zwingen uns heute, an unserem Platz zu bleiben (1946). Die Jahre vergehen, das Alter naht, und mit dem schrumpfenden Vorrat verliehener Zeit schwinden auch die Möglichkeiten zukünftiger Wanderungen. Da ist es kein Wunder, wenn die Erinnerung öfter und anhaltender Bilder der Vergangenheit beschwört und in ihnen vor das Auge stellt, was einmal von Deutschland Gestalt geworden ist.

In früheren Jahren habe ich mir einen großen Teil des Vaterlandes zwar nicht im Wortsinne erwandert, sondern ihn mir zu eigen gemacht mit Hilfe des Fahrrades, dem ein hohes Lob gebührt. Wer im Schnellzug oder Automobil reist, sieht doch im Grunde nur einen farbigen Landschaftsfilm abrollen. Die modernen Verkehrsmittel wissen wir wohl zu schätzen, solange wir Verkehrsteilnehmer sind, d.h. nützliche Partikel einer großen Maschinerie. In seiner Freizeit aber soll der Mensch frei sein auch von der Tyrannei des Nutzens und sich als „Taugenichts“ fühlen dürfen. Als Radfahrer entzieht er sich der Unzulänglichkeit der Verkehrsmittel und gewinnt die Möglichkeit, in seiner leider immer kärglich bemessenen Freizeit größere Räume zu bezwingen, als es dem Fußwanderer gegeben ist. Wenn sich dabei immer noch eine Maschine zwischen den Menschen und die Natur schiebt, so ist diese Maschine doch geräusch- und geruchlos. Wer sich ihrer bedient, ist zwar der Erde nicht ganz so unmittelbar nahe wie der eigentliche Wanderer. Aber am Abend spürt er wohl, dass ihm die durchfahrene Landschaft nicht nur ins Auge gegangen ist, sondern dass er sie als wohlige und wertvolle

Schwere in seinem ganzen Körper trägt. Darauf kam es an, einer Gestalt *inne* zu werden, und so ist ein Stück der Welt „erfahren“.

Unter den deutschen Straßen habe ich von jeher solche bevorzugt, die dem Lauf der Ströme folgen. Spät erst ist mir bewusst geworden, dass dabei Rhein, Main, Neckar und Donau den Vorzug hatten, Ströme also, deren unvergänglichem Ruhm Friedrich Hölderlin seine großen Stromgesänge geweiht hat. Gewiss ist hier von Anfang her das Streben wirksam gewesen, mit der Hilfe Hölderlins über und hinter den Strömen als Erscheinungen der Natur das zu erfassen, was sie dem Sänger waren: mythische Wesenheiten.

Als den edelsten der Ströme preist Hölderlin den Rhein. Wenn wir vom Rhein als dem Vater reden, so schwingt in der Bezeichnung neben der Ehrfurcht und Dankbarkeit doch auch die menschlich-anschmiegende Vertraulichkeit. Dem Sänger aber war der Strom, den er liebte, zugleich so weit entrückt, dass er in ihm jenseits einer nur klangvollen Wohlredenheit in aller Wirklichkeit den Halbgott sah. –

Oberrheinische Tiefebene! Einmal tritt ein, was seit Beginn dieses Tages mit starker Spannung erwartet wird, und es geschieht so, dass die Erfüllung doch wieder eine Überraschung ist. In der Ferne, vorn rechts, wird das Straßburger Münster sichtbar. Da ist das Staunen so stark, dass man absteigen muss, um seinem plötzlichen Ansturm standhalten zu können. Dies ist einer der Augenblicke, da man in hoher Befriedigung vor sich hin sagt: „Das gibt es also wirklich!“ Man kommt da einem sonderbaren Misstrauen auf die Spur, dessen Vorhandensein man sich vielleicht aus Furcht vor dem Lächerlichwerden bisher nicht ausdrücklich eingestanden hat, das aber, wie sich jetzt erweist, immer vorhanden gewesen ist. Die hohe Freude des Augenblicks, diese spezifische Wanderfreude, nährt sich aus der Gewissheit, dass die bildlichen, schriftlichen und mündlichen Zeugnisse vom Straßburger Münster als einem Wunder der Ferne denn doch nicht *fable convenue* gewesen sind, sondern lautere Wahrheit.

Einige Tage später! Das Münster liegt mir im Rücken; aber ich wende mich noch oft zu ihm zurück. Inzwischen war ich drüben in Straßburg, der wunderschönen Stadt, der Stadt des jungen Goethe, und die Gedanken an ihn sind um mich auf der Fahrt nach Süden. Ich befahre eine Nebenstraße, die der Autoverkehr ihrer minder guten Beschaffenheit wegen meidet, die mir aber um ihrer Einsamkeit willen eben recht ist. Sie liegt dem Rhein näher als die Bahn des großen Verkehrs. Der Strom wird zwar an keiner Stelle sichtbar, und doch ist er immer gegenwärtig.

Links liegt der Schwarzwald, rechts in größerer Ferne der Wasgenwald. Die in der Fahrtrichtung offene Ebene wird im Süden abgeriegelt durch den quergestellten Kaiserstuhl, der schon im Dunst des heißen Sommertages halb verschwimmt. Breisach ist heute mein Ziel. Im weiteren Süden weiß ich die Alpen, „die göttlich gebauete Burg der Himmlischen“, wie Hölderlin sagt. Auch sie bleiben dem Auge verborgen und sind dennoch nah.

Aber dies alles: die fruchtbare Ebene, der Strom, die fernen Gebirge, die Gegebenheiten der Natur also, vermögen ja den weiten und weihevollen Raum des Wortes „Landschaft“ nicht zu füllen. In diesen Raum gehört wesentlich mit hinein, was im Ablauf der Geschichte unter gestaltendem Menscheng Geist aus den Gegebenheiten der Natur geworden ist, und es scheint mir im blauen Dunst über den Weiten der Geist der Kultur sichtbar zu werden.

Goethe bleibt mir zur Seite. Als der Weimarer Minister, der Alternde, die Geschichte seiner Straßburger Zeit aufzeichnete, flossen ihm Dichtung und Wahrheit wunderlich ineinander. Aus dem Abstand der Jahrzehnte beschrieb er in der heiteren Gelöstheit, die ihm nach schweren, entsagungsvollen Kämpfen um Maß und Harmonie zuteilgeworden war, die Jahre, in denen sich der Most absurd gebärdete, die Jahre des Sturmes und Dranges. Diese Jünglingsseele war ein Krater im Aufruhr, und so zählt das Faustwort vom „absurden Most“ schon zu den Abschwächungen und Stilisierungen späterer Jahre. Auch des Mädchens aus

Sesenheim¹ ist zu gedenken. Der alternde Goethe hat aus dem Erlebnis eine Idylle gemacht, in der Schmerz und Gewissensbedrängnis nur wie flüchtige Wolkenschatten über eine besonnte Landschaft hinhuschen.

Immer näher zusammen rücken die Halbgötter: der Rhein und Goethe. Wie die natürliche Landschaft von dem Strom gebildet worden ist, so trägt die geistige Landschaft der deutschen Kultur das Gepräge Goethes. Aufgebrochen ist der Strom dort im Süden, in den Alpen, der Burg der Himmlischen. Von seiner Jugend in den Engen des Gebirges weiß Hölderlin wahr zu berichten. Oh, es war nicht das, was eine verlogene und darum nur sogenannte Poesie landläufig von „sonniger Jugend“ vorzubringen weiß.

„Im kältesten Abgrund hört
Ich um Erlösung jammern
Den Jüngling; es hörten ihn, wie er tobt‘
Und die Mutter Erd‘ anklagt‘
Und den Donnerer, der ihn gezeuget,
Erbarmend die Eltern, doch
Die Sterblichen flohn von dem Ort,
Denn furchtbar war, da lichtlos er
In den Felsen sich wälzte,
Das Rasen des Halbgotts.“

Ist nicht Straßburg wie das Alpengebirge, und sind nicht die kalten, felsigen Abgründe hier wie die Gassen der alten Stadt, die auch das Rasen eines Halbgotts gesehen haben? Wenn ihnen Hindernisse entgentreten,

¹ Eigentlich „Sessenheim“. Die durch Goethe verbreitete Schreibweise „Sesenheim“ wurde beibehalten. [Anm. d. Hrsg.]

„Dann haben des eigenen Rechts
Und gewiß des himmlischen Feuers
Gespottet die Trotzigen, dann erst
Die sterblichen Pfade verachtend,
Verwegnes erwählt.“

Wo die Halbgötter rasen, fallen Opfer, auch Menschenopfer.

Die Sonne ist unterdessen in den Zenith gestiegen. Eine mittägliche Ermattung macht sich bemerkbar, und ich nehme mir vor, im nächsten ansprechenden Gasthof Einkehr zu halten. Aber es scheint, als sei ich nun in eine besonders einsame Gegend gekommen, die sich der Erfüllung meiner Wünsche hartnäckig widersetzt. Endlich taucht vor mir ein Kirchturm auf, dessen Anblick das Tempo noch einmal befeuert. Nach kurzer Zeit ist das Dorf erreicht. Die Kirche liegt nicht an meinem Wege, und so werfe ich im Vorbeifahren nur einen Blick auf den Turm, der dort rechts aus dem Grün aufragt. Er sieht belanglos aus, wie das Dorf, das zu seinen Füßen liegt. Nach einigem Suchen findet sich ein Gasthaus, das mit seinem weinlaubumspunnenen Vorbau einladend genug aussieht, dann aber sehr enttäuscht. Auf einem halb morschen Gartenstuhl ruhe ich kurze Zeit im Schatten des wuchernden Weines und betrete dann, da kein Mensch sich zeigt und nach meinen Wünschen fragt, die dunkle, unordentliche, muffige Gaststube. Aber auch hier nimmt keiner von meiner Gegenwart Kenntnis. Erst ein mehrmaliges Pochen an der Tür in der Nähe des Schanktisches bringt endlich die Wirtin auf den Plan, eine noch ziemlich junge, aber doch stark verschlammte Person, die meinen Gruß gleichmütig erwidert und die Bestellung eines Mittagessens mit offenkundiger Verdrossenheit entgegennimmt. Das Begehren des Fremden scheint ihr eine Belästigung zu sein. Verstimmt gehe ich zum Warten auf meinen Platz unter dem Weinlaub zurück.

Es folgt jetzt eine leere, müde halbe Stunde, in der alles belanglos zu werden droht. Sonst pflege ich mir die Namen der Orte, an denen ich raste, gut einzuprägen. Wie heißt dies Dorf?

Ach, es mag zur Strafe für seine Unfreundlichkeit namenlos bleiben!

Nach mürrisch gereichtem und freudlos verzehrtem Mahl musste die Wirtin notwendig noch einmal erscheinen, um den Lohn für ihre Mühe in Empfang zu nehmen. Da es mir jetzt unleidlich erschien, das Bild dieses unbewegten Gesichtes für den zweiten Teil des schönen Tages vor Augen zu haben, versuchte ich, mit einigen freundlichen Fragen die Starre zu lösen. Und es gelang. Die Frau gab mir sogar das Geleit bis hinaus in den Garten, und als ich schon meine Hand an die Lenkstange gelegt hatte, fragte sie noch: „Am Grabe sind Sie wohl schon gewesen?“ „An welchem Grabe?“ fragte ich schnell zurück. „Am Grabe der Friederike Brion.“ Bei diesen Worten sprangen meiner Wirtin Stolz und mitleidige Verwunderung aus den Augen. „Ich nahm ganz einfach an, dass Sie das Grab schon besucht hätten“, hieß es weiter. „Denn wenn einmal ein Fremder nach Meissenheim² kommt, so ist es doch sonst immer um des Grabes willen.“

Mit einem Mal war alles wieder schön gegenwärtig. Die heilkräftige Gesamtatmosphäre dieser Landschaft gewann ihre volle Wirkung zurück. Ein Hauch besonderer Milde und Lieblichkeit schien ihr noch hinzugetan zu sein mit dem jetzt mehr bewusst gewordenen Zusatz, der von dem Mädchen aus Sesenheim herrührt. Wunderlicher Augenblick! Dies war wieder eine der schönen Überraschungen, die jede Reise bereithält. Ich dankte meiner Wirtin mit einem Gefühl leiser Beschämung, und als ich noch erfahren hatte, Friederike sei hier am Orte gestorben im Hause ihres Schwagers, des derzeitigen Pfarrers von Meissenheim, fuhr ich zur Kirche zurück und fand an ihrer Ecke den Grabstein, auf dem zu lesen steht:

² Heute „Meißenheim“. Die damalige Schreibweise mit ss wurde beibehalten.[Anm. d. Hrsg.]

„Ein Strahl der Dichtersonne fiel auf sie
so reich, daß er Unsterblichkeit ihr lieh.“ –

Weiter ging die Fahrt dem Kaiserstuhl entgegen, der nun schon deutlicher aus dem Dunst hervortrat. Seit Stunden lag das Dorf hinter mir, das nun nicht ferner namenlos war. Dieser Name wird lebendig bleiben mit einem Klang, der an ein verhallendes Volkslied gemahnt. –

Die Tagesglut ist nachmittäglich gemildert.

„Und herrlich ist's ...
Dem milderen Lichte entgegenzugehn.“

Dies ist die halkyonische Stunde, die Stunde auch der großen Versöhnung. Wenn darum der hohe Geist, der mich seines Geleites würdigt, am Vormittag den Gedanken an das Mädchen von Sesenheim nur widerwillig dulden zu wollen schien, so führte er es nun wie einst an seiner Hand durch friedevolle Felder.

Der Tag ist reif geworden über der Oberrheinischen Tiefebene. Es ist nicht mehr an der Zeit, über das Rasen des Halbgotts in Tälern des Alpengebirges zu sinnern. Nun ziemt sich eine andere Betrachtung.

„Und schön ist's, wie er drauf,
Nachdem er die Berge verlassen,
Stillwandelnd sich im deutschen Lande
Begnüget und das Sehnen stillt
Im guten Geschäfte, wenn er das Land baut,
Der Vater Rhein, und liebe Kinder nährt
In Städten, die er gegründet.“

Vom guten Geschäft der reifen Jahre her müssen wir das Leben der Halbgötter sehen. Es ist nicht anders: die Kraft, die auf ihrer männlichen Höhe das neue, dauernde Leben schafft, muss in ihrer Jugend gerast haben, wie der Rhein in den Alpen, wie Goethe in Straßburg. Dem Mädchen aus Sesenheim geschah Leid von dem Halbgott. Leid war der Preis für das Licht der

Unsterblichkeit, das in einem milden Strahl niedergeht auf den Namen, der dem Stein an der Kirche zu Meissenheim eingemeißelt ist. War der Preis zu hoch?

Eine späte Sonne gießt rötliches Licht über die mythische Landschaft.

